

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Die Manharter**

**Flir, Alois**

**Innsbruck, 1852**

Zweite Abtheilung

## Zweite Abtheilung.

### 1.

In der Festung wurde erst die förmliche und weitläufige Untersuchung eingeleitet. Sie verwandelte sich nur zu oft in einen Prinzipien-Streit über Kirche und Staat. Unumwunden erklärte Hagleitner jenen Eid, welchen Beamte und Priester in Oesterreich und Salzburg vor einer Abtretung des Gebietes dem Napoleon geschworen hatten, als Pflichtverletzung und Hochverrath. Es war unmöglich, ihn aus dem Kreise seiner Vorstellungen und Grundsätze herauszutreiben; innerhalb desselben kamen sie ihm mit keinem Angriffe bei. Seine schwächste Seite war die Fortsetzung der Feindseligkeit auch nach der Verkündigung des Friedens und der Amnestie. Er schützte die Verworrenheit der sich widersprechenden Nachrichten vor, das Beispiel vieler Gutgesinnten, und besonders den Aufruf des sonst so glaubwürdigen Andreas Hofner. Die Richter gewannen nachgerade die Ueberzeugung, daß diesen Mann nicht Bosheit leite, sondern Schwärmerei. Er wurde daher nach einigen Monaten aus der Gefängnißzelle des Festungsthurmes in das geistliche Korrektionshaus nach Salzburg abgegeben, theils zur ferneren Absperrung jedes schädlichen Einflusses, theils zu besserer Belehrung über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche und über die Pflichten gegen den erstern.

In Salzburg wurde er über Jahr und Tag hingehalten. Jedoch immer bewahrte er die sanftmüthigste Ergebung und

zeigte die eifrigste Frömmigkeit. Der Vorstand ehrte den Sträfling, und erweiterte nach Möglichkeit den Umfang seiner freien Bewegung. Das k. b. General-Kommissariat gab endlich die Einwilligung zur gänzlichen Freilassung und zur Wiederanstellung. Das Konsistorium bestimmte ihn zum Koadjutor in Werfen. Doch Hagleitner war mit dem Zwange, den seine Grundsätze leiden sollten und mit den Verhältnissen überhaupt innerlich in hohem Grade unzufrieden. Er besuchte einen ankommenden Kriegsgefährten aus Rißbühel und verschwand mit ihm über die Gränze nach Desterreich. Dieß geschah 1811, in dem 22. Monate seit der Gefangennehmung.

Er eilte nach Wien und fand dort bei ausgewanderten Patrioten die freundlichste Aufnahme. Er wurde den Prinzen und dem Monarchen vorgestellt. Die berücksichtigte Eidesleistung hatte den Kaiser mit dem größten Unwillen erfüllt. Er betrachtete sie als eine vorschnelle und eigenmächtige Lösung der Unterthanen- und Dienstpflicht. Er schickte den Grafen Saurau nach Linz, um dem Präsidenten Habelberg und Konsorten eine Strafpredigt zu halten und einen neuen Eid abzunehmen, mit welchem ihre Dienstzeit ganz neu zu beginnen hatte. Bald darauf nahm der Kaiser bei seiner Anwesenheit in Linz, durch den Jammer gerührt, die Abbitte an und gab den Trost, bei Treue und Eifer könne Nachsicht eintreten. Die Strafe kam bei keinem jener Herren in Anwendung; doch mit Verdruß dachte der Kaiser an den vorzeitigen Eid. — Desto huldvoller wurde nun Hagleitner empfangen. Der Monarch ließ sich dessen ganzes Schicksal erzählen, und würdigte ihn einer vertrauten Unterredung über Salzburg und Tirol. Er versprach für ihn zu sorgen; sobald er der Konkurs-Prüfung sich unterzogen hätte, werde ihm eine Pfründe in Desterreich verliehen, und sollte Tirol, wozu sich freilich keine Aussicht zeige, wieder kaiserlich werden, so stehe ihm daselbst die Auswahl unter den ersten er-

ledigten Kuratien oder Pfarreien frei. Einstweilen wurde er als Kooperator in Wienerisch-Neustadt angestellt und mit dem Predigtamte betraut. Er gewann sich das Vertrauen und die Zuneigung der Einwohner, die vollkommene Zufriedenheit des dortigen Propstes und des Erzbischofes in Wien.

## 2.

Mit seinen Freunden im Brixenthal blieb er durch Schiffseute und andere Ankömmlinge in fortwährender Verbindung. In Briefen tröstete er die Patrioten, ermahnte sie zu Geduld und Gebet, erzählte die Aeußerungen des Kaisers über die Eidesleistung und triumphirte über seine Gegner. Ja er behauptete: Pius VII. habe durch die Bullen vom 11. und 12. Juni 1809 nicht nur auf Napoleon, sondern auf alle seine Gehülfen und Anhänger, auf den gesammten Rheinbund mit seinen Fürsten und Unterthanen den Bann geschleudert.

Zum Beweise theilte er ihnen die Bannbulle mit, welche lautet, wie folgt \*):

„Pius VII., Knecht der Armen Gottes.

An alle Gläubigen, welche Gegenwärtiges lesen, Unsern Gruß und apostolischen Segen.

Gezwungen, Uns der vom himmlischen Vater verliehenen Gewalt zu bedienen, welcher Uns zum Beherrscher seiner Kirche bestimmte, erklären Wir durch gegenwärtiges von Uns verfaßtes, unterschriebenes und mit dem Fischerringe besiegeltes Dekret:

Napoleon I. Kaiser der Franzosen, alle seine Anhänger, Mitwirker und Rathgeber sind in den Kirchenbann gethan, welchen Wir ihnen zu verschiedenen Zeiten und besonders in

---

\*) Wörtliche Abschrift des Exemplars, das sich unter den Schriften und Büchern des Manhart vorfand.

Unserer letzten Protestation vom 3. April 1809 angedroht hatten, weil er durch sein Dekret vom 17. Mai die gewaltsame Besetzung der Stadt Rom anbefohlen hat u. u.“

Quirinal, den 12. Juni 1809, im 10. Unseres Pontifikates.

Hieraus zog nun Hagleitner die Folgerung: alle Diejenigen, welche dem Napoleon den Eid der Treue geschworen hätten, seien mit ihm exkommuniziert und daher außer dem kirchlichen Verbände; eben so alle Diejenigen, welche Anhänger des Königs von Baiern seien.

Es läßt sich leicht vorstellen, welche Aufregung solche Briefe und Behauptungen in die ohnedieß noch unruhigen und nachschwingenden Gemüther warfen. Der feurige und ungestüme Thomas Mair trug die Mittheilungen seines Schwagers dem Freunde Manhart in die Emden zu: auch verbreitete er dieselben unter anderen Gleichgesinnten. Es erhob sich der Zweifel an der Gültigkeit aller kirchlichen Berrichtungen ihrer exkommunizirten Geistlichen; auch wurde ihr Herz von düsterer Trauer erfüllt, Unterthanen eines von der Kirche ausgeschlossenen Monarchen zu sein und in Gefahr zu schweben, durch zu große Nachgiebigkeit in seinen Bann zu verfallen. Glücklich schienen nur zwei: Hagleitner, der dem Napoleon den Eid der Treue verweigert hatte, und Manhart, der dem Könige von Baiern nicht gehuldigt.

### 3.

Die Stimmung der österreichisch Gesinnten wurde daher gegen die baierischen Beamten, aber vorzüglich gegen die Geistlichen immer gespannter. Und leider trugen diese letztern von Zeit zu Zeit zur Erbitterung der Gemüther noch Neues bei. Dieses geschah besonders durch folgenden Vorfall.

Der Dekan Hechenberger lud von der Kanzel die Junggesellen und Männer ein, bei der bevorstehenden Frohnleichnam<sup>s</sup>-Prozession \*) mit ihren Stützen zu paradiren. Die Aufforderung überraschte; denn die Gewehre waren verboten. Bedächtige Männer begaben sich zu dem Dekane und stellten ihm vor: seine Einladung der Schützen würde zwar mit größter Freude befolgt, aber man fürchte den Verlust der letzten verheimlichten Stützen. Hechenberger bemerkte dagegen, die Regierung sei von der friedlichen Gesinnung der Thalbewohner überzeugt; das Verbot der Waffen werde daher nicht mehr so streng gehandhabt; das Landgericht nehme keine Notiz und lege der altherkömmlichen Verherrlichung der Frohnleichnam<sup>s</sup>-Prozession gewiß kein Hinderniß in den Weg. — Die gutmüthigen Bauern ließen sich leicht beruhigen; die harrende Menge vernahm die Antwort mit Jubel. Sie eilten auseinander und zogen ihre geliebten Stützen aus Keller und Dachstuhl, aus Bettstätte und Heustock freudig hervor und segten und puzten Schloß und Rohr. An dem Frohnleichnam<sup>s</sup>-feste erschienen sie mit den blanken Gewehren, schritten stolz einher vor dem höchsten Gute, und bewegten sich mit militärischer Gewandtheit nach dem Kommando. Die ganze Gemeinde war hoch erfreut und die muthige Anordnung des Dekans wurde einstimmig belobt. Aber wie erschrocken, wie staunten die Leute am folgenden Tage! Alle Diejenigen, welche bei der Prozession als Schützen gegangen, wurden vor das Landgericht berufen, erhielten einen nachdrücklichen Verweis und hatten es als Gnade anzusehen, daß sie nur mit der Einlieferung ihrer Stützen bestraft wurden. Ein unbeachteter Späher hatte während der Prozession alle Bewaffneten aufgezeichnet. — Jetzt brach ohne Beweis, ja ohne Wahrscheinlichkeit einer beabsichtigten Schuld, ein Hagel von Schmähungen und Verwünschungen

---

\*) Nicht zu verwechseln mit dem Schwedenritze, der damals unterblieb.

über den Dekan Hechenberger los: von der Kanzel herab, mit dem Allerheiligsten in den Händen, habe er, der Pfarrer, seine Pfarrkinder schrecklich betrogen; mit teuflischer Verführung habe er, der Priester, seine Angehörigen an die Baiern verrathen; er sei ein Judas Iskariot und habe den Heiland und seine Kirche, sich selbst und alle Brixenthaler den Feinden verkauft; man solle ihm den verdienten Lohn geben! Die Eidesleistung, die Abmahnung vom Kriege, alle Kunstgriffe und Hindernisse gegen die Insurrektion traten von neuem grell vor die Seele; die Entrüstung über den Dekan und die Unzufriedenheit mit den übrigen Geistlichen erfüllte das Thal; laut wurde der Wunsch ausgesprochen nach vertrauenswürdigen Priestern, besonders nach dem einzig bewährten Hagleitner.

## 4.

Napoleons unglücklicher Feldzug in Rußland richtete die gesunkenen Hoffnungen wieder auf. Preußen erhob sich; Oesterreich gab durch seinen Beitritt den Ausschlag. Es erklärte am 10. August 1813 gegen Frankreich den Krieg. Hiller rückte mit 50,000 Mann aus Steiermark gegen Italien vor und drängte die Franzosen. Eine große Anzahl ausgewanderter Patrioten aus Tirol hatte sich gesammelt und jenem Heere angeschlossen. Hagleitner hatte zwar die Konkurs-Prüfung mit günstigem Erfolge bestanden, und er hatte demnach Anspruch auf eine angenehme Pfründe; aber als der Krieg wieder losbrach und wieder Waffen blühten und rauschten, da verließ er den behaglichen Aufenthalt und begleitete die Landsmänner als Feldkaplan. Durch Ertragung aller Beschwerden, durch Muth in Gefahren, durch Aufseherung der Krieger, durch Sorgfalt für Verwundete und Kranke zeichnete er sich in hohem Grade aus und seine Verdienste wurden vorgemerkt. Der Feldzug führte ihn durch Kärnthen in das lang ersehnte Tirol, das er, seit dem Ab-

schlusse mit Hofer, als sein Vaterland betrachtete. Von Orient aus, wo er auf längere Zeit seine Stellung hatte, sendete er die heißesten Grüße in sein geliebtes Heimathal, aber auch Schmähungen und Drohungen gegen den dortigen Klerus. Die österreichisch Gesinnten lebten nun wieder auf; sie triumphirten schon über die Gegenpartei; Geistliche und Beamte mußten schon verachtende Blicke, spottende Geberden und beißende Reden geduldig hinnehmen. Der Lederer Thomas Mair verfertigte aus Leig einen österreichischen Adler, überzog ihn mit Goldpapier und klebte in Manharts Haus das Bild an die Wand, während bairische Soldaten in derselben Stube lagen. Sie wagten es nicht, den Kühnen und Gewaltigen zu hindern oder auch nur den Adler zu verletzen. Manhart selbst hatte den Muth, in seinem eigenen Gebäude, in nächster Nähe der feindlichen Soldaten, das Versteck zu wählen. Er kauerte in einer Aushöhlung des Heustockes, durch den er sich mit der ihm eigenen Vorsicht zwei Ausgänge vorbereitet hatte. Thomas Mair schrieb in seinem und des Freundes Namen an den Feldkaplan Hagleitner einen Brief, worin er ihn und Oesterreich jubelnd begrüßte. Unvorsichtig übergab er dieses Schreiben dem Thalboten für die Post in Rattenberg.

### 5 \*).

Am zweiten Tage darauf wurde Mair von dem Amtsdienner auf das Landgericht beschieden. Er schöpfte Verdacht; doch gehorchte er. Der Landrichter nimmt mit ihm ein Verhör vor. „Hast du Briefe von dem Priester Hagleitner erhalten?“ „Ja, und dafür kann ich nicht. Er ist mein Schwager und wird seiner Schwester und mir wohl Nachricht geben dürfen von seinem Aufenthalte und Befinden.“ —

\*) Auch hier sind einige Einzelheiten der mündlichen Erzählung des Thomas Mair entnommen,

„Ihr korrespondirt über ganz andere Dinge, als über eure Privatverhältnisse. Wo hast du die Briefe?“ — „Ich habe sie verbrannt.“ — Hast du ihm geantwortet?“ — „Ich? ich?“ stotterte Thomas erröthend und sagte: „Nein! nein! Ich habe ihm kein Wort geschrieben.“ Der Landrichter mißt ihn mit verachtendem Blicke, zieht den Brief unter der Papier- Ueberlage heraus, und wirft ihn vor Thomas auf den Tisch hin. „Nun! läugne! Du wirst ein Quartier bekommen, wo dich die Briefe deines verrätherischen Schwagers nicht mehr erreichen. Du weißt auch den Aufenthalt deines Spieß- gesellen Sebastian Manzl. Wo ist er?“ — „Das Landgericht braucht es nicht zu wissen!“ antwortete Thomas mit Trog. „Nicht zu wissen? Unsinziger, wir wollen dir den Starrsinn brechen!“ Bei diesen Worten erhob sich der Landrichter und ging auf einen Augenblick in das äußere Zimmer. Der aktuirende Kanzleikist beschäftigte sich mit der Schürung eines Altenbündels. Thomas sieht sich unbeachtet; flugs hascht er den Hut, reißt die Thüre auf und eilt die Treppe hinab. Sogleich entsteht Getümmel; Schreiber, Gerichtsdiener stürzen ihm nach; er läuft durch ein Gäßchen und dem Penning- berge zu. Er sieht da und dort nacheilende Verfolger; aber er wechselt und kreuzt die Wege, bis sie seine Spur ver- lieren. Erschöpft erreicht er die Wildschönau und verbirgt sich in der Heuschirme eines vertrauten Freundes. Er ließ den Freund Manhart dorthin berufen, und sie beschloßen nun gemeinsam die gefährliche Reise nach Orient. —

Sie wanderten über das Gebirge nach Innsbruck, wo gerade einige Patrioten aufgehoben wurden. Sie schlichen daher fort und mieden so viel als möglich die Straße. Glück- lich erreichten sie Orient und überraschten den Feldkaplan Hög- leitner. Welche Freude des Wiedersehens! Er stellte die Männer dem Kriegskommissär v. Roschmann vor, der ihnen die freie Verpflegung anwies und täglich 24 kr. Theilnehmend hörte er ihre Klagen und versprach Abhilfe. Wonnkränken kehrten sie in die Heimat zurück, verweilend durch Ver-

traute die Botschaft, blieben aber selbst in einer hochliegenden Alpenhütte, mit Lesung der hl. Schrift und einer Legende, mit Gebet und Unterredung, mit Verfertigung von Briefen und Flugschriften die Zeit vertreibend.

## 6.

Im Juni 1814 war ganz Tirol wieder österreichisch. Indem Salzburg noch bairisch blieb, wurden jene Parzellen, welche zur Erzdiözese Salzburg gehörten, dem Ordinariate Brixen provisorisch untergeordnet, nämlich die Dekanate: St. Johann, Ruffstein, Kundl und Rattenberg.

Am 1. Nov. desselben Jahres erschien Hagleitner mit einem Dekrete des Fürstbischöfes von Brixen, und einem zweiten von dem k. k. Oberlandeskommissär v. Roschmann als Vikariats- = Provisor zu Wörgl, vor dem Eingange des Brixenthals. Er versicherte unverholen, daß er sich nicht als bloßen Provisor, sondern als wirklichen Vikar betrachte; er berief sich auf die Zusage des Kaisers. Die Landesvertheidiger, welche von den Kriegszeiten her mit ihm bekannt waren, eilten ihm von allen Seiten zu; das Volk betrachtete ihn als einen viel vermögenden Günstling des Monarchen und der Regierung. Der würdevolle Talar, die fromme Miene, der gottselige Blick, das andächtige Gebet gaben ihm das Ansehen eines Heiligen. In die Kanzelreden mischte er politische Ausfälle auf Napoleon, auf den König von Baiern und ihre Anhänger; er schilderte seine Leiden, die Gefangennehmung, den Kerker in Ruffstein, die Haft in Salzburg. Den Zuhörern rieselten die Thränen; sie betrachteten den Provisor als einen Märtyrer für Gott und Kaiser. Und da er auch über den Verlust seines Vermögens und über seine Armuth klagte, so wetteiferten die Leute, ihm Eier, Milch, Butter, Fleisch zuzutragen, und ihm Geldsummen vorzustrecken für die Einrichtung des Widums, für den Ankauf von Feldung und Stallvieh. — Aber auch er

war die Güte selbst; keine Frage blieb ohne Aufschluß, keine Bitte ohne Rath oder That. Männer und Weiber stellten sich in langer Zeile vor seiner Thüre an, wie zum Beichtstuhle. Kranken eilte er unermüdet zu; Nothleidenden reichte oder verschaffte er Hülfe. Die Wiederholungsschule an Sonn- und Feiertagen, welche bei der reiferen Jugend verhaßt war, mißbilligte er unter dem Vorwande, die Unterweisung erwachsener Mädchen durch den jungen Koadjutor widerstrebe dem sittlichen Anstande. Die Werktagsschule besuchte er nie, theilte mit dem Volke die Geringschätzung derselben, und dispensirte von der Pflichtigkeit bei etwas weiterem Entfernungen, beschwerlichem Wege, schwächlicher Leibesbeschaffenheit. Er eiferte gegen das politische Verbot der Heiligung abgewürdigter Feste, führte die kirchliche Feier derselben wieder ein, und verkündigte an einem solchen Tage sogar ein Eheaufgebot. Die sogenannten Feierabende vertheidigte er als eine uralte, zweckmäßige Sitte des Christenthums, welche Gott selbst durch das Wunder der heil. Nothburg bestätigt habe. Abgestellte Bittgänge und Professionen und Andachtsübungen kamen wieder in Gang. Die Verordnung gegen das Wetterläuten bezeichnete er als unchristlich und widerrechtlich. Er weihte einigen Bauern sogar 22 Hausglocken. Kurz, er wirkte allseitig im Volksgeiste, aus Sucht nach Beifall oder aus Uebereinstimmung der Denkungsart; vermuthlich aus beiden Ursachen zugleich.

## 7.

Den Klagen benachbarter Gemeinden gegen ihre Geistlichen ließ er ein williges Ohr, bedauerte ihre Lage, tröstete sie mit der Zukunft. Die nothwendige Folge davon waren Mißhelligkeiten und Spaltungen. Vermögliche Männer in Straß wendeten sich schriftlich an ihn wegen Entfernung des Kuraten. Ihr Brief befindet sich unter den Akten. Der Pfarrer in Söll verweigerte den festtäglichen Gottesdienst

an aufgehobenen Feiertagen. Eine Deputation erholte sich Rathes bei Hagleitner. Er legte ihnen die Worte auf die Zunge, und schickte sie zu Roschmann nach Innsbruck. Als von jener Seite ein Verweis in Aussicht stand, konnte er seine Freude nicht verhehlen.

Den engsten und vielfachsten Verband unterhielt er jedoch, wie zu erwarten war, mit dem nahen Brixenthale, obgleich der Oberlandeskommissär v. Roschmann ihm die Beunruhigung jener Gegend ausdrücklich verboten hatte. Er stellte seinen klagenden Landsleuten die österreichische Regierung als das einzige Heilmittel gegen alle ihre Leiden vor, und rieth ihnen eine Deputation an den Kaiser, indem er sich selbst als Führer derselben anbot. Wirklich reiste er noch im Jahre 1814 mit Abgeordneten nach Wien und trug an ihrer Spitze dem Monarchen die Bitte Brixenthals um die Einverleibung mit dem Lande Tirol vor, auf Grundlage des Vertrages mit dem Sandwirth. Der Kaiser antwortete gnädig und versprach das Mögliche. Die Aufnahme und der Erfolg umgab Hagleitner mit neuem Glanze. — Der politische Einfluß mischte sich mit dem religiösen. Der Bisthums-Pröbitor sprach sogar vor seinem Koadjutor Schweighofer, den er doch für einen Anhänger der salzburgischen Geistlichkeit im Brixenthale hielt, die Behauptung aus, der Dekan Hedenberger sei durch die Unterzeichnung des Napoleonischen Eides ipso facto der Exkommunikation verfallen. — Manhart und Mair traten seit der Rückkehr Tirols unter Oesterreich aus den Schlupfwinkeln hervor, gingen öffentlich und stolz einher, drohten mit Repressalien Roschmanns, wenn man ihnen nur ein Haar krümme, und besuchten unzähligemale ihren Freund zu Wörgl. In Gegenwart des oben genannten Koadjutors äußerten sie ohne Scheue: die Messen und Absolutionen der Priester im Brixenthale seien ungültig und nichtig. Dieselbe Ueberzeugung sprachen sie auch in der Heimat aus, beriefen sich auf zwei von Hag-

Leitner ihnen vorgelesene und ausgelegte Bücher „Triumph der Religion“ und „Benehmen Sr. Heiligkeit Pius VII.“ ic., fanden Anklang bei den Meisten und zogen Glaubende und Zweifelnde mit sich in die Kirche und in den Widum zu Börgl. Der Enthusiasmus der Zurückkehrenden war die wirksamste Werbung eines immer größern Anhanges. Die Kirchen der Heimat wurden verlassen, die Predigten verspottet, die Geistlichen gelästert. Dem Vikar Waldemayr zu Hopfgarten wurden junge Obstbäumchen boshaft ausgerissen und sein Pferd auf der Weide grausam verstümmelt. Manhart gab endlich das Zeichen zum offenen Bruche: er verweigerte am Ostern 1815 dem Vikare Wißbauer zu Westendorf die Beichte und Kommunion nebst seinem ganzen Hause. Auf die Gegenvorstellungen und Ermahnungen des Seelsorgers erwiederte er: „Im ganzen Thale ist ja kein gültiger Geistlicher! Gebeichtet und kommuniziert haben wir bei dem Priester, der die Gewalt hat.“

## 8.

Der Dekan Hechenberger hielt es nun für dringend nothwendig, gegen die entstehende Sekte kräftig einzuschreiten. Am 12. Mai 1815 sendete er eine weitläufige Klageschrift an das Konsistorium in Salzburg. Er erzählte den Vorgang, schilderte die Zustände, und bezeichnete „den Rebellenpriester“ Hagleitner als den Verführer des einfältigen, leichtgläubigen Volkes. Eine Belehrung Manharts und seiner Gleichgesinnten sei eben so fruchtlos als Worte an Steine und Bäume. Man müsse die Art an des Uebels Wurzel setzen. Das einzige Mittel sei der öffentliche Widerruf Hagleitners von der Kanzel zu Briven, Hopfgarten und Westendorf. Nur dadurch erlösche der blendende Nimbus des Mannes, und er erscheine dem enttäuschten Volke in seinem wahren Lichte.

Am 22. Mai richtete das salzburgische Ordinariat an das zu Brixen, und das k. b. Generalkommissariat an das k. k. Gubernium in Innsbruck eine Beschwerdeschrift gegen Hagleitner, daß er die benachbarten k. b. Unterthanen zum Ungehorsame gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit aufwiegle; seine schnelle Entfernung sei daher unumgänglich nothwendig. Beinahe gleichzeitig, nämlich am 29. Mai, und daher vermuthlich unter salzburgischen Anregungen, machte der Koadjutor Schweighofer zu Wörgl bei dem tirolischen Gubernium die schriftliche Anzeige von den Vergehungen Hagleitners gegen kirchliche und politische Verordnungen.

## 9.

Bevor noch die Begründung dieser Klagen und der schon früher ausgestreuten Gerüchte ämtlich untersucht war, hatten dieselben für Hagleitner eine sehr nachtheilige Folge. — Es handelte sich nämlich um die definitive Besetzung des Vikariates zu Wörgl. Die Gemeinde hatte schon früher um den würdigen Vikar von Schwoich, Peter Keiserer, angehalten. Als Exkonventual des aufgehobenen Stiftes Chiemsee hatte er auf die ehemalige Klosterpfunde Wörgl den gegründetsten Anspruch vor Allen. Er trat als des Provisors Mitbewerber auf. Das Konsistorium Brixen entschied für Keiserer, und der Kaiser, die Gründe würdigend, bestätigte den Vorschlag. — Die Nachricht traf den Hagleitner wie ein Donner Schlag. Als er von der ersten Bestürzung sich erholte, setzte er den Leuten die Kabale auseinander: zur Belohnung seiner Leiden und Verdienste für Oesterreich werde er nun ungehört verurtheilt, den Baiern und den Feinden im Brixenthale geopfert. Seine einzige Schutzmauer sei noch das Zutrauen und die Anhänglichkeit der Gemeinde. Wirklich brach ein tosender Sturm aus über den Verlust des unerseßlichen Provisors, woraus dieser Hoffnung schöpfte, den Nebenbuhler

entweder sogleich zurückzuschrecken, oder ihm die Stellung für die Länge unmöglich zu machen.

Am 19. Juni 1815 erfolgte die Ankunft des neu ernannten Vikars Reiserer. Mürrisches Brummen und spöttische Geberden waren die Begrüßung bei dem Einzuge. Bestürzt trat er in den Widum und legte dem Ausschusse so wie dem Provisor die kaiserliche Verleihungsurkunde vor nebst dem fürstbischöflichen Jurisdiktions-Instrumente. Hagleitner erwiderte: „Ich habe Kraft des kaiserlichen Wortes das Vorrecht auf diese Pfünde. Ich will sie, weil die Gemeinde mich will. Die Verläumdungen der Feinde können mein Recht nicht entkräften, um so weniger, da dieselben noch nicht untersucht sind, aber in Bälde entlarvt werden.“ Die Gemeindeglieder erklärten unumwunden, der vorhandene Seelsorger genieße das allgemeine Zutrauen; ein Wechsel könne der Gemeinde nur höchst unangenehm sein. Die Stimmung der Leute mache es mehr als wahrscheinlich, daß Reiserer in Wörgl sein Glück nicht finde. Wirklich stieß dieser nur auf Zeichen der Unzufriedenheit und Feindseligkeit. Durch das Gewicht aller Umstände niedergedrückt, überschickte er dem Dekanate Ruffstein die Bitte um Enthebung.

## 10.

Am 25. Juni begab sich der ausgezeichnete Dekan Wörke nach Wörgl, berief vier angesehene Gemeindeglieder und nahm ein Verhör auf. Sie erklärten, die Anhänglichkeit Wörgls an den Provisor gehe größtentheils aus dem Mitleiden über seine unverschuldete Verfolgung hervor; zudem seien diejenigen, welche ihm Geld vorgestreckt hätten, in Sorge, durch Hagleitners Entfernung ihr Darlehen zu verlieren. Gegen die Person des Peter Reiserer wende Niemand etwas ein; nur möchte ihn die schwere Leibes-Konstitution für den Seelsorgsdienst dieses Postens minder tauglich machen.

Der Dekan entwickelte den Gemeindegliedern das un-

bestreitbare Recht des neuen Bistums und die strenge Pflicht zu augenblicklichem Gehorsame. Er drang in Hagleitner, den heiligen Frieden nicht zu verschrecken, sondern einen Ort zu verlassen, worauf er keine rechtliche Stellung mehr habe. Er verbürge ihm die unparteiische Untersuchung seiner Angelegenheit und im Falle der Unschuld die befriedigende Entschädigung. — „Willig lasse ich mich über Bord werfen, wenn nur der Sturm dadurch beigelegt wird:“ so sprach Hagleitner, verließ noch an demselben Tage Wörgl und stellte sich bei dem Kreis hauptmanne v. Mensi zu Schwaz. Dieser, von Wien gebürtig, ein begeisterter Anhänger Oesterreichs, nahm den patriotischen Priester freundlich auf, versprach ihm jeden gesetzlichen Schutz und ersuchte ihn, bis auf Weiteres in dem Franziskaner-Kloster seine Wohnung zu nehmen und jeden Verkehr mit Wörgl zu meiden.

Hagleitner fügte sich mit Ergebung in Alles, bezog die angewiesene Zelle, war erbauend in der Kirche und gefällig im Umgange. Die Meisten hielten ihn für unschuldig, für das Opfer scheelsüchtiger, beschämter Priester und erbitterter rachsüchtiger Feinde. In und außer dem Kloster behandelte man ihn mit Theilnahme und Achtung.

## 11.

Das Ordinariat Brixen übertrug die Untersuchung der gegen Hagleitner erhobenen Beschwerden dem einsichtsvollen Dekan Joh. Nep. v. Waldbreich in Fügen. Aber weil Zillertal politisch damals noch zu Baiern gehörte, so wurde auf Vorstellung des Guberniums das Geschäft dem Pfarrer und Dekan Georg Ruf zu Kolsass übertragen. Hagleitner erschien am 24. Juli, und gab auf die vorgelegten Fragen im Wesentlichen Folgendes zu Protokoll:

„Es ist un wahr, daß ich die Brixenthaler aufgereizt habe; vielmehr bemühte ich mich, die Unzufriedenen zu

beruhigen und zu der geduldigen Abwartung des Bessern zu bewegen. — Daß der Klerus durch den Napoleonseid 1809 gefehlt hat, ist meine Ueberzeugung, und ich habe diese freilich nirgends verläugnet; aber deshalb jenem Klerus die Gültigkeit der priesterlichen Berrichtungen abzusprechen, konnte mir nicht einmal im Traume einfallen; eine solche Aeußerung wird mir auch Niemand beweisen.“ — (Die Frage, ob er die Geistlichen Brixenthals für exkommunizirt halte und ausgabe, wurde leider unterlassen.) — „Daß Manhart dem Seelsorger die österliche Pflicht verweigerte, wußte ich nicht; wenn er und seine Leute bei mir beichteten, so hörte ich sie an, ohne daß ich von jenem Umstande etwas wußte oder ahnte. Gewiß hätte ich sie zu ihrer Schuldigkeit verhalten, wenn mir die Umgehung der heimatlichen Osterbeichte bekannt gewesen wäre. — Man wirft mir vor, daß ich das Volk von fremden Seelsorgsorten an mich lockte. Wodurch? Wann? Bei dem immer stärkern Andränge erinnerte ich vielmehr öffentlich: es sei rathsam, daß sie in den Mutterkirchen verblieben. Aber mit Gewalt sie hinwegzutreiben, hatte ich weder Mittel noch Neigung. — Das Ansuchen, die Dach-Glocken zu weihen, hat mich selbst unangenehm überrascht. Aber die guten Bauern sagten, der alte, gottselige Vikar Johann Haas habe ihnen die Glocken immer geweiht, der Vikar Waldemayr hingegen habe ihre inständigsten Bitten abgeschlagen; Mißjahr folge auf Mißjahr, und von Priestern werden ihnen die heiligen Schutzmittel der Kirche vorenthalten. Durch ihre fromme Treuherzigkeit und durch ihr gründliches Verlangen gerührt, ertheilte ich ihren Glocken die Weihe, aber nicht die Wetterweihe, sondern die benedictio de comestilibus aus dem Salzburger Rituale, weil jene Glocken zu Tische läuten. Vom Wetterläuten sprach ich kein Wort. — Was die Feiertage anbelangt, so hat die Kirche die Bollmacht, solche einzusetzen, und aus erheblichen Ursachen wieder abzustellen. Die Arbeit ist an solchen dispensirten Feiertagen erlaubt, die Anhörung der hl. Messe keine Pflicht, —

Die s. g. Feierabende sind eine löbliche, alte Gewohnheit der Kirche, früher von der Arbeit abzustehen, um sich auf den kommenden Sonn- oder Festtag vorzubereiten. Aber Pflicht verbindet uns keine dazu. — Die Schulen sind der öffentlichen Meinung nach in neuester Zeit zu einem hohen Grade der Vollkommenheit erhoben worden. Anstößiges gegen Staat und Kirche in denselben ist mir nichts bekannt.“

## 12.

Nachdem der ehrwürdige Dekan mit sichtbarer Zufriedenheit das Bekenntniß der Grundsätze vernommen hatte, raffte er sich plötzlich zusammen, und sprach, die Klageschrift zusammenpressend mit ernster, nachdrücklicher Stimme:

„Diesß also sind Ihre Grundsätze; dennoch sollen Sie geprediget haben:

- 1) wer an sogenannten abgebrachten Feiertagen arbeite, sei verdammt;
- 2) wer an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage nicht um 12 Uhr Mittags die Arbeit einstelle, begehe eine Todsünde;
- 3) besser sei es, die Kinder bleiben unwissend, als daß sie bäterische Schulen besuchen;
- 4) je mehr Wetterglocken geläutet werden, um so kräftiger sei das Mittel.“

Das blatternarbige, bleiche Gesicht Hagleitners wurde noch bleicher; aber er beherrschte sich und erwiderte:

„Ich predigte in Wienerisch-Neustadt 1½ Jahre mit allgemeiner Zufriedenheit, und kann vom Erzbischofe eben so wie vom Propste die ehrenvollsten Zeugnisse vorlegen. Wie wäre dieß möglich, wenn ich so albern und dumm wäre als man mich machen will? — Ueber aufgehobene Feiertage habe ich, aber wohl gemerkt, nicht auf der Kanzel, sondern in Privatgesprächen geäußert, die Dispensation von der festlichen Feier enthalte weder ein Verbot derselben noch ein

Gebot der knechtlichen Arbeit; die bairischen Zwangsmaßregeln durch Geldstrafe, Gefängniß und Stockstreiche wegen des Feiertag-Rockes und Kirchenbesuches seien eine empörende Unge-  
 rechtigkeit und Tyrannei, und diese Ansicht wird mir nicht leicht Jemand widerlegen. — An Feierabenden ließ ich selbst meine Leute erst um 4 Uhr, wie es in Wörgl herkömmliche Sitte ist, von der Arbeit gehen; ja, ich gab einem meiner Knechte, der um 12 Uhr die Feier anhub, einen geziemenden Verweis. — Gegen die bairischen Schulen verlor ich kein Wort; bloß bei Tische vor dem Roadjutor, der vermuthlich auch die Quelle der übrigen Inzichten ist, ließ ich die Neußerung fallen: besser sei es, die Kinder bleiben unwissend, als daß sie durch das Gift schlechter Bücher angesteckt werden. — In Betreff des Wetterläutens habe ich ausdrücklich erklärt: Eine Glocke wecke und rufe genugsam zum Gebete und sie habe ja schon die gesammte Weihe; von der bloßen Erschütterung der Luft durch das Schallen sei ohnedieß kaum eine Wirkung zu erwarten. In Bezug auf das politische Verbot denke ich so: zum Wetterläuten, wenn es von der Regierung untersagt ist, antreiben — möchte ich nie; denn der Ungehorsam gegen die Obrigkeit ist bei Gott ohne Zweifel mißfälliger, als die Unterlassung des Läutens, zumal uns auch andere Wege offen stehen, gegen Gewitter bei Gott Hülfe zu suchen.“ —

Der Dekan stellte die Frage: „Hielten Sie illegale Andachten bloß nach dem Wunsche der Bauern?“ —

„Andachten,“ erwiderte Hagleitner, „hielt ich diejenigen, welche ich von meinem Vorgänger vorgemerkt fand. In zweifelhaften Fällen wendete ich mich an meinen Pfarrer Rupertinger in Kirchbühel. Die Leute in Wörgl sind auch nicht so thöricht, Andachten zu fordern, welche der Vernunft und den Gesetzen widersprechen.“ —

„Wissen Sie nicht, wer dem Wikare zu Hopfgarten ein Pferd und junge Obstbäumchen boshaft beschädigte?“

„Ich höre jetzt zum erstenmale, daß dieß geschehen ist.“ —

Der Dekan runzelte jetzt wieder die Stirn und stemmte den Zeigefinger auf die betreffende Stelle der ausgedehnten Klageschrift und fragte in ironisch bissigem Tone: „Haben es vielleicht Ihre Verwandten und Banditen gethan?“ Dieser Argwohn und dieser Ausdruck standen wirklich in Hechenbergers Bericht.

Jetzt erhob sich Hagleitner entrüstet: „Dieß geht zu weit! Im Namen meiner Verwandten und Freunde bringe ich auf Genugthuung!“

### 13.

In Folge dieses Verhörs gab der Dekan Ruf an das Konsistorium nachstehendes Gutachten ab: „Unbegreiflich ist der Abstand zwischen der Klageschrift und dem Konstitute. Die Klageschrift enthält die größten Vergehungen und Dummheiten des Herrn Hagleitner mit den infamsten Titeln: „der Rebellenpriester“; „der Vagant“, „Verführer“, „böshafter abtrünniger Priester“, „abscheulichster Scheinheiliger“, „verschlagenster Unruhestifter“, „Seelsorge-Störer“ und „Verwirrer“: und gemäß seiner Antworten ist er beinahe unschuldig.“ —

Beinahe? In dem Protokolle zeigt sich keine Spur von einer eingestandenem oder überwiesenen Schuld. Vermuthlich deutete jenes „Beinahe“ das Verschwiegene an. Denn die Klage des Koadjutors über die Vernachlässigung und Beeinträchtigung der Schule wird in dem Konstitute nicht gehörig berücksichtigt. —

Die Lücke fiel sogleich auf. Das Kreisamt erhielt den Auftrag, sie zu ergänzen. Der Kreishauptmann nahm persönlich die Untersuchung vor, und zwar am 16. August.

„Wo fanden Sie die Schule zu Wörgl?“

„Ich kann hierüber keine bestimmte Aufklärung geben, weil die Schule nach üblichem Herkommen nicht in meinem Wirkungskreise liegt, da in Wörgl stets der Koadjutor das Amt eines Katecheten auf sich hat, die Schul-Inspektion aber dem Herrn Pfarrer von Kirchbühel zusteht.“ —

„Es scheint aber doch, daß Sie als Vorsteher der Seelsorge zu Wörgl die Verbindlichkeit zur unmittelbaren Schulaufsicht hatten?“

„Allerdings wäre dieß meine Pflicht gewesen; allein ich muß bemerken, daß der Koadjutor Schweighofer sich schon in den ersten Wochen meiner Anwesenheit als Gegner zu erkennen gab und meinen Anordnungen für die Schule keine Folge leistete, daher ich den weitem Einfluß unterließ.“ Er erzählte nun einzelne Fälle, z. B.: den Streit wegen eines Morate-Amtes; vergebliche Mißbilligung der Feiertagschule für erwachsene Mädchen. Er habe dem Dekane die Anzeige gemacht, daß er unter diesen Verhältnissen seine Oberleitung der Schule einstelle. Weder von dort noch von Brixen sei eine Antwort erfolgt. Er habe allerdings einigen Kindern wegen zu weiter Entfernung den Schulbesuch erlassen, aber dieß sei mit Genehmigung des Schulinspektors geschehen, und er habe selbst die Mühe übernommen, jene Kinder zu Hause in der Religion zu unterrichten. —

## 14.

Der Koadjutor Schweighofer wurde von dem Landrichter zu Rustein vernommen. Er konnte seinen hauptsächlichsten Klagepunkt, nämlich die Behauptung Hagleitners über Hachenbergers Exkommunikation mit keinem äußeren Beweise belegen, erbot sich aber zur eidlichen Bestätigung der Aussage.

Hachenberger gestand schon in der Beschwerdeschrift, mit juridischen Beweisen komme man dem schlauen Hagleitner nicht bei; die Wirkungen träten zu Tage, die Ursachen bleiben im Dunkeln.

Der eben so verständige als fromme Pfarrer zu Kirchbühel, Florian Rupertinger, gab in Folge landgerichtlicher Aufforderung nachstehende Erklärung ab: „Ich war mit Hagleitner in gutem Einvernehmen; hilfs ihn für einen guten

Priester und Berichterstatter; gab ihm ein günstiges Zeugniß, welches mir Baurern, seine Freunde, da sie Motionen gegen ihn ahnten, abgeloct haben. Erst später lernte ich ihn besser kennen, und nahm Vieles wahr, was meinen Ideengang umbildete und die Charakteristik immer mehr beleuchtete. Um mir nicht grell zu widersprechen, will ich schweigen bis auf weitem Befehl.“ —

Eben so unterdrückte der Pfarrer Dypacher in Söll das offene Wort, weil nichts Frommendes herauskomme, indem Hagleitner ohnedieß schon von Wörgl entfernt sei.

Auf dem Grunde dieser Ergebnisse wurde die Klage wider Hagleitner von dem Kreisamte und Gubernium unstatthaft befunden. Gleichwohl wurde er, weil er einmal unbefugter Weise in der Kirche zu Wörgl sich gezeigt hatte, und weil er in Schwarz seinem ausgebreiteten Anhange zu nahe stand, auf den Wunsch des Konsistoriums in Brixen bis zu einer neuen Verwendung nach Innsbruck in das Servitenkloster versetzt, bloß durch den Befehl, Wörgl und Brixenthal zu meiden, in seiner freien Bewegung beschränkt. Zum einstweiligen Unterhaste wurden ihm jährlich 200 fl. C.M. aus dem Staatsschatze gegen künftigen Ersatz aus dem Religionsfonde angewiesen.

Der Kaiser hatte ihm wegen seiner patriotischen Verdienste das Kreuz pro piis meritis verliehen; aber unter den obschwebenden Klagen und Untersuchungen war die Auszeichnung verschoben worden. Da nun aber das Resultat als kein Hinderniß mehr betrachtet wurde, so hat ihm am 9. November 1815. in dem SitzungsSaale des Guberniums der Landesgouverneur Graf v. Bissingen die kaiserliche Belohnung feierlich überreicht. Sie erschien in diesem Zeitpunkt als Hagleitners glänzendster Triumph über seine Gegner. Der Roadjutor Schweighofer, von Wörgl nach Bolders versetzt, wurde wie ein Pestkranker von den Geistlichen gemieden; sein neuer Kurat empfing ihn mit Vorwürfen; der Kurat in

Wattens, der bei einer Zusammenkunft mehrerer Kreuzgänge die Geistlichen zu Gaste hatte, ließ ihn ungeladen stehen, bis er sich betrübt entfernte. Erst in der Folge kam seine Unschuld ans Licht, obgleich ein Jeder, der Hagleitners freundschaftlichen Verband mit Manhart berücksichtigte, schon damals über Verfahren und Freisprechung bedenklich den Kopf schütteln mußte.

## 15.

In Salzburg war man wirklich mit dem Resultate nichts weniger als zufrieden. Die Aussagen Hagleitners wurden daselbst als platte Lügen angesehen. Man beschloß, auf eigenem Boden die Untersuchung zu führen. Das k. b. Generalkommissariat beauftragte den Vikar Schlager zu Kirchberg, die namhaftesten Anhänger Hagleitners vorzuladen und ihre Antworten zu Protokoll zu nehmen. Am 2. Oktober 1815 erschienen zu diesem Zwecke Wolfgang Riedl, Bauer zu Hagleiten in Spertendorf, zugleich Ausschuß der Gemeinde Kirchberg, und Johann Leitner zu Unterstädt in Sperten, Distrikts-Biertelmann. Das Verhör führte zu keinem andern erheblichen Geständnisse, außer daß die vier Ausschüsse des Landgerichtes, worunter Riedl, mit dem Priester Hagleitner 1814 eine Zusammenkunft hatten, und sich über die beste und sicherste Art und Weise beriethen, Brixenthal von Baiern zu trennen und mit dem österreichischen Tirol zu vereinigen.

Schlager beabsichtigte, am 6. Oktober den theilhaftigen Sebastian Manzl (Manhart) von Westendorf zu vernehmen. Da trat ein unerwarteter Vorfall dazwischen.

Spät in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober wurde am Widumsglöcklein gezogen. Der Vikar eilt an das Fenster, und hört die weinerliche Bitte, so schnell als möglich in das Haus N. sich zu begeben. Nach wenigen Augenblicken öffnet er schon die Hausthüre, um zu dem Sterbenden zu eilen.

Da wird er plötzlich von gewaltigen Händen ergriffen und in die Hausflur gedrängt. Die Mänter waren in Mäntel gehüllt, das Gesicht mit Masken und Tüchern vermurmt, an Zahl über 30; alle mit Feuerröhren bewaffnet. Einige besetzten den Eingang, Andere folgten denjenigen, welche den Vikar über die Treppe hinauf schleppten und in das Zimmer hineinstießen. Der Geängstigte meinte nichts Anderes als Raub und vielleicht — auch Mord. „Das Protokoll her! Die Schriften her!“ schrien sie jetzt wild durch einander. Der Vikar hebt das Protokoll aus dem Pulte hervor und überreicht es. Sie raffen noch alle übrigen Schriften zusammen und stecken sie in die Taschen. Indessen drängen Einige den Vikar in einen Winkel, setzen ihm die Stutzen-Röhre an die Brust und brummen: „Noch ein einziges Verhör, und die Kugeln fahren da hinein!“ Jetzt entfernen sie sich, poltern mit Gelächter die Treppe hinab, und einige Schritte unter dem Widum knallt ein Schuß in die Luft, zum Zeichen, daß sie geladene Gewehre hatten. Niemand als die zitternden Hausgenossen bemerkte etwas von dem Ereignisse. Es war eine finstere, stürmische Herbstnacht. Der Widum steht mit nur drei Häusern neben der Kirche auf einem Hügel. Mit noch lebender Hand verfertigte der arme Vikar den Bericht an das Dekanatsamt in Brixen und an das Landgericht in Hopfgarten, mit dem Bemerkten, das Generalkommissariat möge zur Fortsetzung der anbefohlenen Untersuchung andere Individuen verwenden.

Welche Aufregung die sich verbreitende Kunde von dieser Gewaltthat im Thale hervorbrachte, läßt sich leicht ermessen. Den Geistlichen, besonders dem Dekane Hechenberger, lag der Angstschweiß auf der Stirne. Sogar die bairischen Beamten und Kordonisten verloren den Muth und sahen sich erbitterten Motten preisgegeben. Oesterreichisch Gesinnte sprengten aus, Tiroler Schützen hätten den Ueberfall gemacht \*) und

\*) Der Ueberfall geschah durch Männer aus dem Brixenthal, aus Wörgl und Söll; der Erzähler weiß es mit genügender Sicherheit.

diese Aussage kam aus dem Grunde nicht unwahrscheinlich vor, weil Manzl (Manhart) und Thomas Mair seit einiger Zeit aus dem Thale verschwunden waren. Doch diese befanden sich ganz anderswo.

## 16.

Bei ihrem Mißtrauen gegen die salzburgischen Geistlichen wendeten sie sich an die volksthümlichsten Priester der Diözese Brixen. Unter diesen ragte schon damals der nun verstorbene Pfarrer Maas zu Fließ im Oberinnthale hervor. Manharts Anhängerin Christina Scharler, welche als Wallfahrerin viel auf dem Wege war, hatte den Auftrag, jenem Manne die Gewissensanliegen der Brixenthaler zu entdecken, und ihn um sein Gutachten zu ersuchen, namentlich auch darüber, ob eine Reise nach Rom und eine Anfrage bei dem heiligen Vater selbst nicht das Beste wäre? Maas gab zur Antwort, vor Kurzem habe wieder ein päpstlicher Nuntius den Sitz zu Luzern bezogen; bei ihm könnten sie am leichtesten und sichersten die gewünschten Aufschlüsse erlangen. Im Brixenthal wurde der Vorschlag mit Beifall aufgenommen. Manhart und Thomas Mair \*), denen sich noch Johann Bockbauer von Söll anschloß, wallfahrteeten unter der Führung der oben genannten Christina Scharler nach Maria Einsiedeln, und nachdem sie daselbst ihre Andacht verrichtet hatten, wanderten die drei Männer allein nach Luzern, wo sie am 3. Oktober, am 10. Tage der gesammten Reise, ankamen. Mit abgezogenen Hüten begrüßten sie das päpstliche Wappen über der Pforte, aber mit Bedauern hörten sie, der Nuntius sei auf Visitation abwesend und befinde

\*) Das Wesentliche dieser Erzählung (Nr. 16 und 17) ist aus den Akten erhoben; namentlich sind die Reden und Antworten aus zerstreuten Aeußerungen in Briefen und bei Verhören zusammengestellt. Das zur Veranschaulichung dienende Beiwerk verdankt der Erzähler der mündlichen Mittheilung des Thomas Mair.

sich eben in dem argauischen Kloster Muri. Sie eilten Tags darauf dorthin und erreichten in der Abenddämmerung ihr Ziel. Die Ungeduld gestattete keinen Aufschub. Sogleich schritten sie dem Kloster zu und haten um Audienz. Nach kurzer Zeit wurden sie vorgelassen. Der Nuntius, Namens Testa ferrata, ein hoher, schlanker, älterer Herr, betrachtete mit Bewunderung die seltsamen Ankömmlinge, deren gewaltigen Händen und zudringlichen Lippen er die Rechte nur ungerne anvertraute.

Manhart war damals (1815) in einem Alter von 47 Jahren, großen, kräftigen, aber nicht zu breiten Wuchses; das kahle Vorderhaupt mit der gewölbten Stirne gerne etwas vorneigend, länglichen, sanft gefärbten Gesichtes mit graublauen, gemüthvollen Augen und einer etwas abgestumpften Nase. Ernst und Milde lag auf seiner Miene. Bei gemeinen Leuten flößte seine Gestalt und sein ganzes Benehmen nicht nur Zutrauen ein, sondern auch Verehrung. Zu Sinn vor dem Hause des berühmten Speckbacher starrten ihn zwei fremde Maler an, und der Eine sagte zum Andern: „Er sieht aus wie ein Apostel!“ — „Der ist er auch!“ erwiederte Thomas Mair mit Nachdruck und schritt stolz mit seinem bescheidenen Freunde an den Fremden vorüber. — Mair war um 4 Jahre jünger, eine athletische Gestalt, wohlgebildeten, braunröthlichen Angesichtes: Gluth in den lichten Augen, Cruz auf den schwellenden Lippen. Beide trugen graue Rodenröcke, nach alter Brixenthaler-Sitte dicht besäumt mit Messinghefteln an beiden Flügeln und an dem Aermel-Besätze.

Dem Nuntius stand sein Sekretär zur Seite, ihm zugleich als Dolmetscher dienend. Durch diesen stellte jener die Frage, woher sie seien?

Thomas Mair deutete auf Bockenauer und sprach: „Dieser da ist aus Tirol, und wir zwei sind aus einem Thale, welches eigentlich zu Tirol gehört, aber jetzt noch mit Salzburg vereinigt ist.“ —

„Meine Kinder,“ lautete die Antwort, „dann habt ihr euer Ziel verfehlt; eure Heimat liegt nicht in meinem Bezirke.“

Thomas Mair versetzte ohne Zögern: „Wir Alle sind ja Angehörige Jesu Christi und Brüder untereinander. Wir begehren auch nichts Anderes als Wahrheit.“ Diese Worte, mit Gemüth ausgesprochen, machten Eindruck. „Worin besteht euer Anliegen?“ — Thomas erwiderte: „Wir sind mit unsern Geistlichen nicht mehr im Klaren, und wir möchten das Wahre vernehmen, damit wir den Priestern ja nicht ohne Grund die Ehre verletzen und Gott in den Augapfel greifen.“

Der Nuntius beschied sie auf den kommenden Tag um 8 Uhr früh.

## 17.

Niemand wird bezweifeln, daß die drei Männer zu rechter Zeit erschienen.

Der Nuntius tritt hervor, ihm zunächst der Sekretär, dann acht Ordenspriester jenes Benediktiner-Stiftes, welche sich im Halbkreise hinter Beiden aufstellen.

„Bringt also eure Zweifel und Beschwerden vor!“ begann der Sekretär.

Der Lederer Thomas Mair führte wieder das Wort: „Wir möchten vor Allem wissen, was denn der heilige Vater von dem Alten hinweg gethan hat?“ — Der Sekretär übersezte die Antwort und entgegnete im Namen des Nuntius: „Der heilige Vater hat an dem alten katholischen Glauben keinen Punkt verrückt. Eher wird Himmel und Erde vergehen, als ein Jota von dem Worte Gottes.“ — „Aber in unserer Heimat,“ sprach Thomas, „hat sich gar Vieles geändert. Der Kanisus ist doch ein Buch nach dem Geiste Jesu Christi?“ — „Ganz gewiß!“ — „Und dieser Kanisus ist nun in der Schule verboten, und betrachtet einmal, was für bessere Bücher den Kindern vorgelegt werden!“

Auf den Wink des Thomas zog Manhart das vorgeschriebene Namenbüchlein (Lunsbruck 1814) aus dem Mantelsacke und überreichte es dem Sekretäre, indem er ihn auf die eingebogene Seite 17 aufmerksam machte, wo die Theile des menschlichen Leibes ohne genügende Rücksicht für zartes Schamgefühl aufgezählt werden. Der Sekretär blätterte und las in dem Büchlein; er schüttelte mit Unwillen den Kopf und sprach italienisch mit dem Nuntius, der sich ebenfalls unzufrieden geberdete. Endlich gab der Sekretär das Büchlein zurück und sagte: „Da innen ist kein Tropfen Christenthum!“ Die Männer blickten einander bedenklich an; hierauf fuhr Thomas fort: „Die vierzigstägige Fastenzeit gilt nichts mehr; am Samstage ist der Genuß des Fleisches sogar den Geistlichen erlaubt, und der Koadjutor Mödlinger hat gesagt, der Papst esse es selbst.“ — „Der Spitzbube!“ rief der Sekretär, zähneknirschend und den Absatz des Schuhs leise auf den Boden stoßend. Der Nuntius entsetzte sich. Jetzt nahm Manhart das Wort: „Die Aposteltage sind verboten und entheiligt; die Abfastage sind abgestellt oder auf Sonntage verlegt; ältherkömmliche Bittgänge werden nicht mehr gehalten.“ Der Sekretär übersetzte die Antwort des Nuntius: „Der heilige Vater sieht mit Mißfallen die kirchlichen Neuerungen, welche die weltlichen Regierungen sich anmaßen. Schon dreimal wendeten sich Se. Heiligkeit namentlich auch an den Kaiser von Oesterreich. Aber kein Konkordat war möglich. Die Rechte der Kirche werden nicht mehr anerkannt und sie befindet sich unter einer allseitigen Verfolgung. Unererschütterliche Bischöfe, wie der von Chur, sind selten. Die, welche Felsen sein sollten im Sturme, sind wankendes Schilfrohr geworden. Nichts Anderes bleibt übrig, als Gebet und Geduld.“ Hestiger brach jetzt Thomas los: „Von päpstlichen Befehlen hören wir in der Kirche kein Wort mehr; dagegen werden von der Kanzel weltliche Verordnungen über Viehzucht und Forstwesen, über Rekrutierung und Schusspocken=Impfung verkündigt. Die Geistlichen

sind pure Beamte, die Kirche ist ein Regierungsgebäude, im Hause Gottes erscheint der Gräuel der Verwüstung, wie Daniel vorhergesagt hat.“ — „Was für Priester habt denn ihr?“ fragte sarkastisch der Sekretär. „Ja' was für Priester!“ antwortete Thomas unter grimmigem Lachen. „Nun erst sollt Ihr hören, was wir für das Aergste halten! — Unsere Geistlichen sind im Jahr 1809 von ihrem rechtmäßigen Monarchen, dem Kaiser Franz, abgefallen und haben dem Napoleon, der im Kirchenbanne lag, den Eid der Treue geschworen!“ — Der Sekretär rang die Hände, und übersetzte die Nachricht dem Runtius, auf den sie denselben Eindruck machte. „Solche Priester sind für Nichts!“ — rief der aufgeregte Sekretär. „Sind für Nichts!“ wiederholten die Bauern halblaut zu einander, und ihr bedenkliches Kopfnicken drückte das Verschwiegene aus: „Haben wir es nicht lange schon so gemeint?“ — Thomas sammelte sich und sprach: „Wenn unsere Geistlichen für Nichts sind, was sollen wir denn mit ihnen anfangen?“ — „Das wissen wir selbst nicht!“ erwiderte der Sekretär: „sie sind eher Helben als katholische Priester.“ — Manhart stellte die Frage: „Dürfen wir dieses auch in der Helmat den Andern sagen?“ — „Ja! ja! sagt nur Allen die Wahrheit!“ versetzte mit Feuer der Sekretär. Manhart fragte nur noch: ob eine Reise zum heiligen Vater selbst nicht zweckmäßig wäre? Der Runtius mißrieth sie. Der heilige Vater kenne die Uebelstände der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland ohnedieß, und es seien ihm die Hände gebunden, Abhülfe zu leisten. Zugleich ermahnte er die Bauern, sich fest an das Alte zu halten, neue Bücher und Grundsätze zu meiden. Er belobte ihre kindliche Anhänglichkeit an den Stuhl Petri und schenkte Jedem 4 Rosenkränze, ein kleines Kreuzifix von Messing und eine Kreuzpartikel. Hierauf ertheilte er ihnen den Segen und entließ sie.

---